

Diechstensteiner Nachrichten

Druckpreis: Diechstenstein und Schweiz: Jährlich fr. 10.-, halbjährlich fr. 5.-, vierteljährlich fr. 2.50, übriges Ausland fr. 15.-, 7.50 und 4.-

vormals „Oberrheinische Nachrichten“

Anzeigenpreis: Diechstenstein: Die einpaltige Kolonelle 10 Rp., Schweiz 15 Rp. Restame das Doppelte. Wiederholungen erhalten Rabatt nach Tarif.

Amthliches Publikationsorgan für Diechstenstein.

Erscheint Mittwoch und Samstag.

Abonnements nehmen entgegen: sämtliche Postämter, die Redaktion (Tel. Nr. 40), die Verwaltung in Baden (Tel. Nr. 9, Postfach-Rente IX 3089), die Buchdruckerei L. G. in Mels - Inserate nehmen die Verwaltung und die Buchdruckerei in Mels entgegen und müssen spätestens je Dienstag u. Freitag vormittag eingehten. - Druck und Expedition: Sarganserländerische Buchdruckerei in Mels L. G. (Tel. Nr. 55). Außer Diechstensteiner Annoncenregie: Publikations-St. Gallen.

Einige Störenfriede — oder: Diechstensteiner, die Augen auf!

(Eingelant)

Einige können und wollen in ihrem bauernden Kerger, daß das ganze Volk nicht wie früher nach ihrer Geige tanzen muß, nicht zur Ruhe kommen. Fortwährend lassen sie ihre haßerfüllten Gistpfeller auf den Nächsten abfließen und im gleichen Zeitpunkt beweihräuchern sie sich selbst als die Besten und Wägsten des Volkes. Es ist längst offenes Geheimnis, daß ihre eigenen Anhänger den Sirenenstimmen nicht mehr voll Gehör schenken. Darum das ängstliche und krankhafte Bemühen, für sich bald das „Volk“, bald das „Unterland“ vorzuschieben und unzufrieden zu erklären. Der Abdrückungsprozess läßt sich trotz allem Geschwätz und Geschrei nicht aufhalten. Fürchtbar sieht es nach diesem Geschwätz aus. Es sieht so aus als ob man bewußt der Diktatur oder der Katastrophe in die Hand arbeiten wollte. Wir sind absolut nicht mehr gewillt, länger noch die gebulbten Bürger zu sein und verlangen unser Mitspracherecht. „Wir“ möchten anraten, nicht mehr länger mit der Hälfte der Stimmberechtigten und Steuerzahler ein so frivoles Spiel zu treiben.

Diechstensteiner so weit ist es gekommen, daß du nur Steuern zahlen darfst, das andere hast du ohne Widerrede den Führern der Volkspartei zu überlassen, ob es dir paßt oder nicht, das ist egal. So die verwirrte Sprache gekränkter Stellen. Mit diesem Gewasch wollen wir uns nun sofort abgeben, da die Schreiberel ein Schulbeispiel ist. Zugest. tritt man befehlend, diktatorisch auf, verlangt, redet von der Steuerverweigerung aller Bürger, faselt dann von einem frivolen Spiel mit der Hälfte Volk und Bürgerpartei, Unterland und Bürgerpartei, dann wieder Volk, beziehungsweise Unterland und einiger Schreibselbe jener Partei, alles ist ein und daselbe, weinens nur paßt. Der „Katastrophe“ arbeite man in die Hände. Welcher? Wenn jemand spielt, so weiß man, wo das Spiel getrieben wird. Fürcht kennen wir keine, Katastrophen wollen wir nicht und gibt es nicht, so wenig wie Diktatur, sonst wäre schon lange dieser beschämenden Schreibweise Inhalt geboten worden. Wenn eine solche Sprache Eindruck erwecken soll, mühten sich jene gekränkten Leberwürste an Hasenmütze wenden, hierseits sind solche nicht.

Herr Abgeordneter Wattliner hat offen im Landtage gesagt, man solle sie nicht mehr kommen lassen, sie kommen nicht mehr und wollen dem Lande keine Kosten verursachen. Früher haben sie nämlich solche verursacht. Darf man etwa den Worten dieses Sprechers der Gegner im Landtage nicht mehr glauben, weil man heute vom „Zusammenkommen“ spricht. Ein Einigungswillen ist das nicht und Belagerungen im eigenen Lager dürften angebracht sein.

Mit solchem schmerzhaften Geschütz schließt man nicht einmal Fliegen, geschweige denn, daß man einen Druck auf verständige Menschen ausübt. Das Volk aber hat ob dem gewaltigen, diktatorischen Wesen schon lange die Augen aufgemacht, aber ganz anders als die Mannen sich zutrauen.

Wenn jene rührigen Herren vor den Wünschen des Landesfürsten eine solche Achtung haben, warum haben sie dann, wie verlautet, auf ein telegraphisches Geuch des Fürsten in der Regierungsratsfrage nachzugeben, nicht nachgegeben und sinngemäß geantwortet, das könne man nicht so und auf diesem Wege tun? Ist das eine Achtung des Wunsches des Landesfürsten von jener Seite? Doch halt, das ist wieder etwas anderes. Nehme man sich selbst gründlich bei der Nase und sage und schreibe dem Volke die Wahrheit, vielleicht gehen noch mehr Bürgerparteilern die Augen auf.

Es ist, wie mehrfach früher hervorgehoben, nicht mehr der Wert von der Regierungsratsfrage zu schreiben. Die ist erledigt. Gegenüber einem mit der Verfassung nicht übereinstimmendem Verhalten, hat die Mehrheit die Pflicht, aufzutreten und für die Aufrechterhaltung der Verfassung zu sorgen. Über wollen die Herrschaften selbst die Verfassung nicht respektieren?

Diechstenstein.

Darf der Lehrer Politik treiben? In der letzten Nummer dieses Blattes verurteilt ein Korrespondent jedwede Politik eines Lehrers. Das heißt man aber das Kind mit dem Bade ausschütten. Der Lehrer ist auch Staatsbürger und bezahlt seine Steuern, und hat deshalb auch, wie jeder andere Bürger, das Recht zu politisieren, und dies um so mehr in einem demokratischen Staate.

Die Politik bestimmt das Gesicht des Vaterlandes. Diejenige politische Partei, die oben auf ist, die in Verfassungsstaaten die Mehrheit im Parlamente vertritt, macht die Gesetze des Staates nach ihrem Willen. Die Gesetze aber tragen das Leben in den Staaten, geben diesem Leben sein eigenartiges Gepräge. Kann man nun behaupten, der Lehrer gehe es nichts an, wie sich das Gesicht des Vaterlandes gestalte? Kann es ihn kalt und gleichgültig lassen, ob das Volk geistig gebildet und materiell ausgebeutet wird? Gewiß nicht! Der geistige Druck, unter dem ein Volk leidet, geht an den Schulen nicht spurlos vorüber. Nein, im Gegenteil, es gibt schwerlich eine andere Institution, die von jenem Druck so sehr in Mitleidenschaft gezogen wird als die Schule. Es ist das ja auch ganz natürlich; denn jedes Regierungssystem will sich behaupten — seine Träger trachten überall in der ganzen Welt darnach, es auf nachfolgende Generationen zu übertragen. Das aber erfordert die Heranbildung der Jugend in einem solchen Sinne, daß sich diese, wenn sie mündig geworden ist, willig in die Ansprüche des Systems füge. So stellt sich also die Abhängigkeit der Schule von der Politik ganz klar heraus.

Der Lehrer, der seine Aufgabe richtig erfäßt, der die ihm anvertraute Jugend so erziehen will, wie sie nach seiner inneren Ueberzeugung zu ihrem eigenen Wohle u. zum Wohle des Staates erzogen werden muß, der ist schon von Verurteilung wegen Politik. Er kann nicht kalt und gleichgültig bleiben gegenüber dem politischen Leben. Geschlecht es dennoch, so stellt es sich ein trauriges Zeugnis als Erzieher aus; denn es ist ja nicht wahr, daß die Politik mit ihren Wellen vor der

Schwelle der Schule Halt mache — daß die polit. Vorgänge und Wandlungen keinen Einfluß auf den innern Schulbetrieb ausüben müssen. Sie müssen es und tun es durch die Schulgesetze und Schulverordnungen, die sie mit sich bringen.

Wie aber soll der Lehrer Politik treiben? Das ist die große und schwere Frage! Er steht mitten im Volke, verkehrt durch die Jugend lebhaft mit seiner Umgebung und richtet durch seinen Beruf die Augen der ganzen Gemeinde auf sich. Er ist als öffentliche Person der Beobachtung und Kritik seitens seiner Mitbürger ausgesetzt. Es muß ihm auch sehr daran gelegen sein, ein friedliches Verhältnis zwischen sich und den Eltern seiner Schüler aufrecht zu erhalten, aus nahegelegenden Gründen.

Nun aber sehe man sich das politische Leben, wie es sich tatsächlich gestaltet, an. Wird etwa sachlich die für die verschiedenen polit. Programme gekämpft? Sucht man die Bestrebungen der gegnerischen Partei mit Gründen, die sich gegen die Sache wenden, zu bekämpfen? Welche haben sind es, die den politischen Kampf heute noch in einer solchen Form führen! Ganz allgemein schlägt man gegen die Person los, sucht sie lächerlich zu machen, verächtelt und entstellt ihre Worte, ja greift in ihr Privatleben ein und zieht aus diesem ein Licht, was geeignet ist, sie um die Achtung ihrer Mitbürger zu bringen, den Behörden sucht man die Autokratie offen zu untergraben.

Diese Sachlage muß man festhalten, um sich die Frage zu beantworten, wie der Lehrer Politik treiben darf. Es ist klar, daß er sich weitab halten muß von dem breiten Wege, auf dem die Menge wandelt. Steht auch er in das allgemeine Horn, will auch er die Sache retten, indem er die Person verunglimpft, so gerät er unfehlbar in das Meer des Hasses und steht flugs mit einem Teile jener Eltern, deren Kinder er eben mit diesen Eltern erziehen soll, auf Gleich und Stieh. Die Gefahr, dahin zu gelangen, ist groß, denn es gibt keinen Ort, in dem die zersetzende und verfeindete Politik noch nicht gedungen ist.

Laktgefühl — das muß ihn auf dem Pfade der Politik ganz besonders leiten. Läßt er die Achtung der Person und die Achtung vor ihrer Ueberzeugung stets durchblicken, so wird sein Wort bei der Bevölkerung nicht zum Erreger des Hasses werden und dies noch um so weniger, je lebensschafflicher und geschäftiger man einen gegenseitigen Standpunkt vertreten hört. Eine solche Vertretung der politischen Ueberzeugung schließt selbstverständlich das zweifelhafte Gehaben eines herumziehenden Agitators vollkommen aus.

Schauerlicher Tod. Wir berichteten in der letzten Nummer, daß zwei Knaben der Familie Hartmann in Reibbach seit letzten Montag abgegangen seien. Man vermutete allgemein, daß die Burschen im Rhein oder im Mühlbach ertrunken seien.

Am Pfingstmontag wurde das Geheimnis nun gelüftet: Die beiden Knaben (6- und 12-jährig) sind in einem „Schilbtrog“ im Strich des väterlichen Hauses ertrinkt aufgefunden worden. Wie die beiden Unglücklichen in diesen Trog hineingekommen sind, bleibt Geheimnis.

Auf jeden Fall ist der Dedel zugefallen und hat sich selber geschlossen, so daß die beiden Knaben sich nicht mehr befreien konnten. Die ganze Gemeinde nimmt an dem schauerlichen Unglück tiefste Teilnahme.

Mitteilung der Redaktion. Der Festbericht über die Triesenberger Fahnenweihe, die einen glänzenden Verlauf genommen hat, folgt in nächster Nummer.

Mitteilungen der Wirtschaftskammer. Ein Hütter-Kind, Mädchen, 13 Jahre, stark, sucht Beschäftigung.

Schweizerisches.

Bern. Kurjaal auf der Gant. Wie man weiß, haben die schweizerischen Kurjaale, die zu eigentlichen Fremdenzentren geworden sind, im abgelaufenen Jahr infolge des Spielverbotes schwere Verluste erlitten, sodaß der Fortbestand verschiedener Unternehmen dieser Art schwer gefährdet ist. Als erstes Opfer scheint nun der Kurjaal in Thun fallen zu müssen. Am Montag den 21. Mai gelangen das Kurjaalgebäude und das als Zugehör mitverpändete Betriebsinventar an eine erste öffentliche Steigerung. Das Kurjaalgebäude ist mit 119,000 Fr. brandversichert, bei einer Grundsteuererhöhung von 137,500 Fr. Die Kurjaal Thun L. G. brachte die Bestzung schon letztes Frühjahr an eine freie Steigerung, bei der aber in Hinsicht auf die ausichtslose Lage, die das Verbot der Kurjaalspiele geschaffen hat, kein Angebot fiel. Der Verkehrsverein Thun will nun noch den Versuch machen, den Fortbestand des Kurjaals zu ermöglichen.

Basel. Opferwilligkeit. Für den Bau einer neuen Kirche haben die Katholiken der Stadt Basel auf dem Wege freiwilliger Sammlung eine Summe von 773,000 Franken aufgebracht.

Basel. Der Storch in der Küche. In der Stadt Basel sollen am Samstag heimkehrende Mietleute in ihrer Küche einen lebhaftigen Storch vorgefunden haben, der sich ein Kilo Brot zu Gemüte geführt habe. Beim Erscheinen der Hausbewohner habe der Langbeiner durch das offene Küchenfenster das Weiße gesucht. Ob er als Entgelt für seine Wachtzeit etwas zurückgelassen hat, wird nicht gesagt.

Graubünden. Pastoren mangel. Der evangelische Kirchenrat des Kantons Graubünden stellt fest, daß der Nachwuchses eigener Pfarrkandidaten recht spärlich ist und gegenwärtig nur ein einziger die Prüfung und Aufnahme in die Synode nachsucht. Auswärtige Synodalen, die in bündnerischen Kirchengemeinden wirken, siedeln oft nach kurzer Zeit wieder ins Tiefland, weil es beschwerlich und entbehrungsreich ist, in den Bergtälern zu pastoren. Diese Arbeit eignet sich am besten für Einheimische, die denn auch am ehesten dauernd diese Aufgabe auf sich nehmen.

Feuilleton. Das Geheimnis der Burgruine.

Von A. Blümle.

Nachdruck verboten.

So fuhr sie denn noch am Vormittag nach der Stadt und suchte den Untersuchungsgefängenen in seiner Zelle auf.

Mit ihrem lächelndem und verzerrtem Gesicht umarmte Ellernfeld seine Tochter. „Ich bin unschuldig, aber Gott allein kann mir helfen.“ Das war alles, was er ihr zu sagen vermochte. —

Auch Konrad von Fredershof hatte bei seiner Heimkehr ins Schloß von dem Inspektor das allerneueste, alle Gemüter erregende Ereignis erfahren: Zimgards Vater ein Dieb! Man konnte an seiner Schuld nicht mehr zweifeln. Aber er wäre nicht bei klarem Verstand gewesen. Das mochte als einziger Milderungsgrund gelten. Nicht an Zimgard und an das, was sie litt, dachte der entrüstete Edelmann, sondern nur an die eigene Blamage. Seine vornehme Verwandtschaft, der Onkel! Selbstverständlich würde er die Verlobung sofort aufheben. Ach, wollte er ehrlich sein, so mußte er es sich ja

eingestehen, daß er den Schritt, zu dem ihn blinde Leidenschaft getrieben, im Stillen schon öfter bereut hatte. Zimgards ganzes Wesen, ihre Kälte, Schwester Eugeniens Wortel! In Berlin sah er die Gräfin Kernbach zufällig wieder. Sie würde ihm alles verzeihen, verzeihete seine Schwester. Aber vor allem mußte er mit dem Untersuchungsrichter sprechen und völlige Gewißheit haben.

Bald nachdem Zimgard am nächsten Tag ohne Trost und Hoffnung aus der Stadt zurückgekehrt war, fuhr Konrad ebenfalls dorthin. Nach allem, was die Herren vom Gericht ihm sagten, stand es fest, daß Ellernfeld zu schwerer Zuchthausstrafe verurteilt werden würde.

An diesem Tag fand Fredershof nicht mehr Gelegenheit, die Damen auf der Oberförsterei zu sprechen. Frau Ellernfeld liege in Krämpfen und ihre Tochter weide nicht von ihrem Bett, wurde ihm von Brenneke gesagt. Der Letztere suchte das Gefühl des Unbehagens, das ihn befiel, durch überreichliche Mengen Brantwein zu verschleuen. Von einem Gewissen bejah er ja nur noch ganz flüchtige Ueberreste. Die zehntausend Mark wären ihm sicher. Das wog alles andere auf.

Erst zwei Tage nach der Rückkehr sah Konrad

von Fredershof seine Braut wieder. Im Garten traf er sie ganz allein, bleich wie ein Marmorbild, schmerzhaft, kaum fähig, sich aufrecht zu halten.

„Mein armes Lieb,“ sprach er in einer Aufwallung von Mitleid, „ich weiß, was du leidest! Laren!“

„Konrad, sage mir nur das eine,“ erwiderte sie leise, „glaubst du ebenfalls an Pappas Schuld?“

„Liebes Herz, ich muß ja!“ sprach er in theatralischem Ton. „Ich habe Kenntnis von dem Inhalt des Protokolls genommen und die Meinung der Richter gehört. Dein Vater wird als schuldig verurteilt werden. — Sieh, Herr v. Ulrich kann beschwören, daß er ihn mit der Mappe habe fortgehen sehen.“

„Niemand kann er das beschwören!“ schrie Zimgard da. „Wäre er seiner Sache so sicher gewesen, dann hätte er Pappas doch zurückgehalten. Das Journal mit den schwarzen Deckeln hielt er nachträglich für die Mappe, als diese schon verschwunden war. Es war fast dunkel im Flur. Eine Täuschung wäre also sehr wohl möglich, zumal des alten Herrn Nerven stark gelitten hatten.“

„Aber er erkannte des Professors Stimme wieder und warnte Pappas. Nur mit dessen Schlüssel,

den er stets in der Tasche trug, kann der Geldschrank geöffnet worden sein.“

„Oh, auch das ist eine bloße Annahme! Solch ein gewiegter Spion besitzt allerlei geeignetes Diebsgerät, um einen Geldschrank zu öffnen. Ich halte die Verhaftung für durchaus ungerechtfertigt. Gilt denn meines Vaters makelloser Ruf gar nichts?“

„Aber das Kind, aber die Schuldennot, von der ich ja keine Ahnung hatte! Er wußte wohl nicht, was er tat. Jedenfalls ist er verloren.“

„Also, das ist deine feste Ueberzeugung, Konrad?“

„Meine felsenfeste Ueberzeugung.“

„Nun, dann ist es ja selbstverständlich, daß du unsere Verlobung aufhebst. Ein Fredershof kann nicht eines Diebes Tochter heiraten.“

Er schaute sie mit unheimlichen Blicken an. Da war es also schon ausgesprochen, was er ihr in langer, wohldurchdachter Rede klar zu machen beabsichtigte.

„Es tut mir ja so fürchtbar leid, Zimgard, denn ich liebe dich mehr als mein Leben. Jedoch die Ehre — meine Verwandtschaft! Du mußt das begreifen.“

„Vollkommen!“ seufzte sie. „Noch ist zwar das